

ben ist. Und fast alle praktizieren eine Art Versachlichung und konzentrieren sich auf medizinisch-technische Aspekte. Monitore, Beatmungsparameter und Laborwerte füllen dann das gesamte Wahrnehmungsfeld aus. Die Flucht in eine „Pseudo-Rationalität“ kann so weit gehen, daß der hilflose Kranke „ein Ding“ wird. Psychologen sprechen von „Dehumanisierung“.

Daß anfänglicher Enthusiasmus nicht selten einer Abstumpfung weicht, hängt auch mit einem Symptomkomplex zusammen, der unter dem Begriff „Helfer-Syndrom“ bekannt geworden ist: Ein geringes Selbstwertgefühl sowie der unterdrückte Wunsch nach Wärme und Anerkennung fördern das Bedürfnis, nach außen hin stark zu wirken. Etwa als „Superkrankenschwester“, als Beschützerin aller Bedürftigen, die selbst nie Hilfe braucht. Mit der Zeit stellt sich heraus, daß diese Selbsthingabe nicht durchzuhalten ist. Der Beruf befriedigt nicht mehr, sondern überfordert, ein dauerndes Gefühl der Unzulänglichkeit, Versagensängste und Schuldgefühle stellen sich ein.

„Burnout-Syndrom“ nennen Fachleute den Endzustand dieser Entwicklung, die besonders Angehörige

helfender Berufe heimsucht. In einem solchen Zustand körperlicher und seelischer Erschöpfung regiert den Helfer nicht mehr Anteilnahme, ein ursprüngliches Motiv für die Berufswahl, sondern Resignation. Die ersten Anzeichen sind psychosomatische Symptome wie Herz-Kreislaufbeschwerden, Eß- und Schlafstörungen, Kopfschmerzen, depressive Verstimmtheit: „Erst Feuer und Flamme, dann ausgebrannt.“

Irgendwann durchdringen die Bilder den emotionalen Abwehrschild

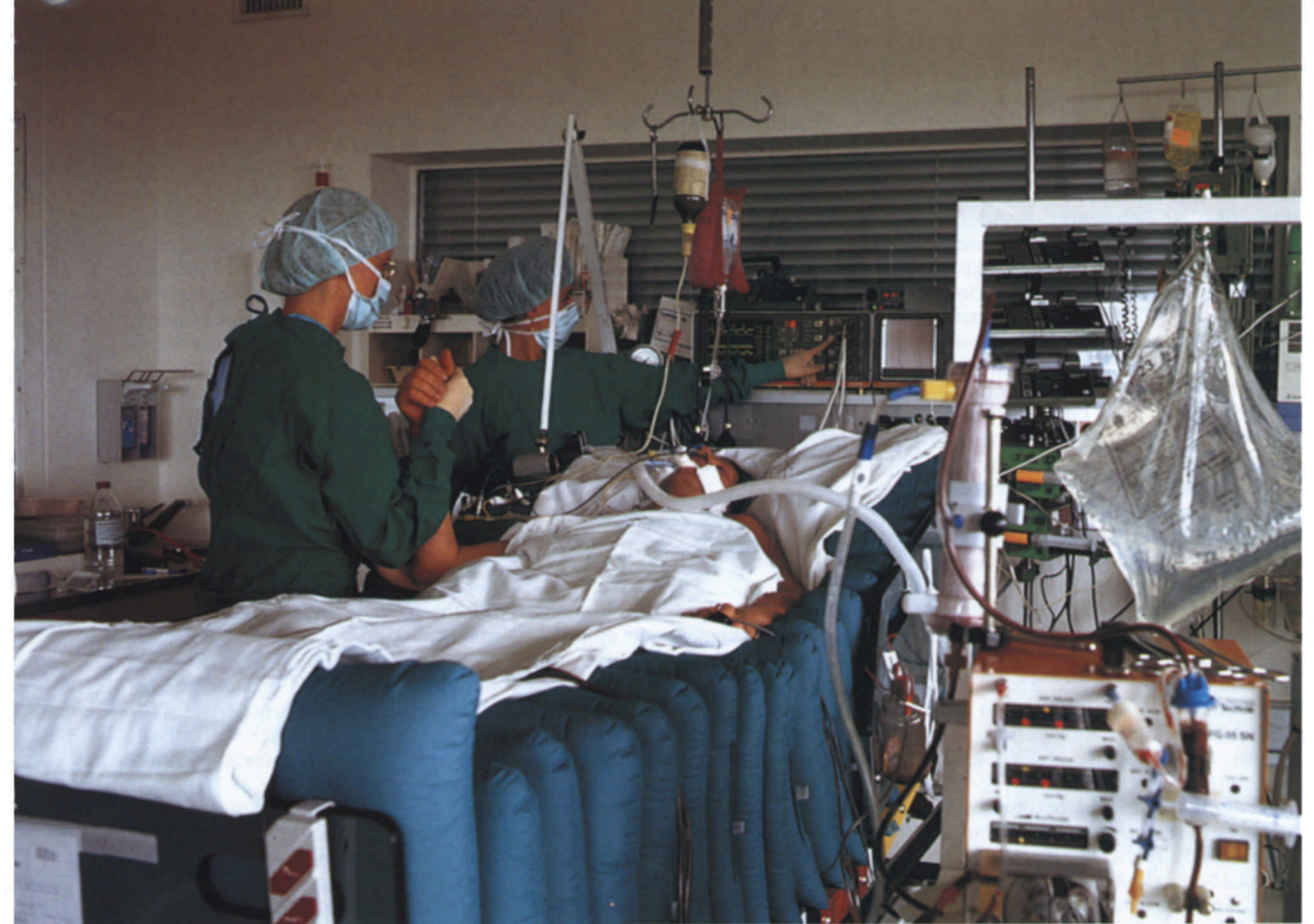
Doch helfen macht nur scheinbar hart. Die Flucht nach innen, weg vom Patienten in die emotionale Distanz, erhält in dieser Welt, in der es mit dem Sterben zu leben gilt, nur für eine gewisse Zeit die Handlungsfähigkeit. Hoffnungslos Kranke, Verstümmelte, Sterbende, Blut, Exkremente sind „ein Anblick, der das fundamentale Selbstverständnis von menschlicher Integrität verletzt“, wie die amerikanischen Mediziner Donald Hay und Donald Oken betonen. Irgendwann durchdringen die Bilder den emotionalen Abwehrschild. „Das Ungedachte“,

schreibt Nietzsche, „läßt sich durch das Nichtdenken und Ausschließen nicht zum Verschwinden bringen...“

Manchen Pflegenden hat das Helfen auf einer Intensivstation schon gebrochen. In den letzten Jahren haben Meldungen von „Todesengeln“ Schlagzeilen gemacht. Als geradezu „mörderische Verzweiflung“ beschreibt Hans-Joachim Hannich, Professor für medizinische Psychologie in Münster, die Seelenlage solcher Menschen. Zum Beispiel Michaela Roeder, die in einer Station in Wuppertal mehrere Schwerstkranke getötet hat. Die Fachschwester, sagt der Psychologe, habe einst „den ganzen Laden geschmissen“. Niemand habe etwas von ihrer Überforderung gemerkt. Ihre Not habe sie hinter Kompetenz versteckt. Und vor allem: Die Bedingungen auf der Station in Wuppertal ließen es zu, daß erdrückendes Mitleid und Ohnmachtsgefühle zu Allmachtsphantasien wurden. Es gab dort kein Netz, keine Führung, kein verbindliches Pflege- und Behandlungskonzept, die Ärzte haben sich nicht oft sehen lassen. „Eine Station der Vereinzelung“, beschreibt der Psychologe.

„Ihren“ Stationen eine „stützende Struktur“ und ein „Zusammengehörigkeitsgefühl“ zu geben, versucht in Münster – neben den Ausbildern und mittlerweile auch vielen Ärzten – die „Chefin“. Heike Strunk hat „graue Haare bekommen“ bei ihrem Einsatz für die „Einhaltung der Mindestbesetzung auf Station“ und damit für die Sicherheit der Kranken und den Schutz der Kollegen. Ihre ganz persönliche „Flucht vom Patientenbett“ und ihr „Wille, etwas zu verbessern“ hat sie schon früh in das politische Engagement als Vorsitzende der „Deutschen Gesellschaft für Fachkrankenpflege“ geführt.

Sie nennt die Tatsache einen „Skandal“, daß Kassen und Krankenhäuser sich bei ihrem Personalschlüssel immer noch nach „Anhaltzahlen“ aus dem Jahre 1969 richten. Sie findet es unerhört, daß Verwaltungen und leitende Ärzte in vielen Kliniken die Pflegenden „rücksichtslos auspowern“ mit dem Hinweis auf den Dienst am Menschen. Dabei gehe es oftmals gar nicht nur um den Menschen, sondern eher um das Funktionieren, das



Wo Hautkontakt streng verboten ist

Pflegen erfordert größte Sorgfalt: Vor allem bei Patienten, denen Organe transplantiert worden sind, arbeitet das Personal mit scharfen Hygieneauflagen. Der Kampf gegen Infektionen ist bei solchen stark immungeschwächten Patienten besonders schwer. Spezielle Betten, etwa solche mit Luftkissen, sollen das gefürchtete Wundliegen bei Langzeitpatienten verhindern



Mundpflege bei einer schwer verletzten Patientin

„effiziente Abwickeln rund um das Krankengut“. Schwestern und Pfleger würden oft als „Wegwerfartikel“ behandelt. Mit mehr Geld sei es keineswegs getan, die jungen Leute brauchten neben erträglichen Arbeitsbedingungen auch professionelle psychische Betreuung, wie sie etwa auf Krebsstationen längst üblich ist.

„Wir haben therapeutisch sehr viel von ihm verlangt“, sagt ein Stationsarzt bei der Visite. „Aber er hat zugemacht.“ Alle blicken durch das Fenster in den Raum, in dem ein Patient liegt, dem vor einigen Tagen ein fremdes Herz eingepflanzt worden ist. Plötzlich beginnt der Mann zu „schütteln“, als durchlaufe Frost seinen Körper. „Er ist fahl geworden“, ruft der Stationsarzt. „Wir müssen was machen.“ In größter Eile ziehen die Ärzte sterile Haarhaube, Mundschutz, einen bodenlangen Kittel und Handschuhe über und laufen zum Bett hinter der

Glastür. Jetzt sind sie von Schwester Karin kaum noch zu unterscheiden, die in diesem Zimmer ihre Arbeit verrichtet und schon vor Stunden gewarnt hat: „Irgend etwas stimmt mit dem Patienten nicht.“

„Beatmungsgerät, ich will einen Tubus, aber sofort.“ Der Oberarzt hält den Kopf des Patienten mit beiden Händen. Herzrhythmusstörungen. Dann Herzversagen. Die Rollen sind verteilt: Der junge Stationsarzt, der drei Nachtdienste hinter sich hat und jetzt seit 14 Stunden Dienst tut, übernimmt die Herzmassage. Druck, Druck, Druck. Das Bett ächzt. Der Oberarzt: „Schwester Annegret, einen herzchirurgischen Oberarzt.“ Er schreit, Schwester Karin rennt, reißt Spritzen und Schläuche aus sterilen Verpackungen. „Schau, daß du noch Perfusoren auftreibst, der flippt sonst aus.“ Schwester Hanne eilt zur Hilfe. Druck, Druck. Bei jedem